

Viola Ramsden

Herzen ohne Mauer

Wie Christen die DDR, die Friedliche Revolution
und die Zeit danach erlebten

V I O L A R A M S D E N

HERZEN

— OHNE —

MAUER

**Wie Christen die DDR, die Friedliche Revolution
und die Zeit danach erlebten**

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2024 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
Weiter wurden verwendet:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006
SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen (NLB)
Hoffnung für alle® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.
Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis –
Brunnen Basel (Hfa)

Lektorat: Tanja Omenzetter
Umschlaggestaltung: Andreas Sonnhüter, www.sonnhueter.com
Titelbild: S/W-Foto: bpk / Bundesstiftung Aufarbeitung / Jürgen Nagel
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6135-0
Bestell-Nr. 396.135

Für meine wunderbare ostdeutsche Familie
and
For My International Family

LOVE CONQUERS ALL

INHALT

Einleitung: Darüber reden – aber anders!	9
Kapitel 1: <i>Matthias Schalling</i> –Vom Verweigerer zum Unternehmer	15
Kapitel 2: <i>Cornelia Stieler</i> –Das Leben aktiv gestalten	39
Kapitel 3: <i>Matthias & Gabi</i> –Gemeinsam Dienen	67
Kapitel 4: <i>Maria</i> –Die Lehrerin	93
Kapitel 5: <i>Ernst und Brigitte Richter</i> –Zwei lange Leben mit Gott	117
Kapitel 6: <i>Joram Luttenberger</i> –Pfarrer in Marzahn	145
Kapitel 7: <i>Anne</i> –Unberatene Jugend	173
Kapitel 8: <i>Uwe Heimowski</i> –Der Zugezogene	199
Kapitel 9: <i>Christiane</i> –Nachwendekind	221
Nachwort: Alles hat seine Zeit	245
Anmerkungen	249

Einleitung

DARÜBER REDEN – ABER ANDERS!

Wir saßen im Auto und diskutierten heftig. Meine Begleiterin und ich waren auf dem Rückweg von einem Gesprächsabend über die Rolle der Kirche in der DDR und heute. Der Redner des Abends war seinerzeit dabei, als es der Kirche gelang, das Lebensgefühl vieler DDR-Bürger wiederzugeben. Mit Kreativität, Einfühlungsvermögen und Zivilcourage wurden Aktionen ins Leben gerufen, die vor allem junge Menschen begeisterten.

Doch diese weltverändernde Energie schien beim Redner längst verflogen zu sein. Während des Vortrages hatte ich den Eindruck, dass den Erinnerungen irgendwie die Emotionen fehlten. Im »Frage-und-Antwort«-Teil der Veranstaltung meldeten sich vor allem jüngere Besucher zu Wort. Ihre Fragen zielten alle darauf ab, wie es sich anfühlte, in der DDR als Christ zu leben. Leider fiel es dem Redner schwer, darüber zu sprechen. Es wirkte fast so, als ob er seinen tieferen Gefühlen keinen Raum geben wollte. Eine Reaktion brach jedoch immer wieder hervor: nämlich Verärgerung über den Stand der Dinge in unserer heutigen Zeit.

Beim Zuhören wuchs deshalb auch mein Frust. Das alles schien mir wenig hilfreich zu sein. Der Vortrag hielt nicht, was er versprochen hatte. Ich bin enttäuscht darüber, an jenem Abend kaum etwas wirklich Bewegendes über das Leben als Christ in der DDR erfahren zu haben. Auch über die Rolle der Kirche heute hatte der Redner nichts Inspirierendes zu sagen.

Eine vertane Chance in einer gut besuchten Veranstaltung. Denn ich bin überzeugt, dass Kirchen und Gemeinden heute so einiges von Christen aus DDR-Zeiten lernen können. Das waren Menschen, die mit Gottvertrauen, Glaubensmut, treuer Nachfolge, Opferbereitschaft, Nächstenliebe und Feuer im Herzen in eine frustrierte heuchlerische Gesellschaft hineinwirkten. Mehr noch, die gesellschaftliche Wirkung von Christen und Kirchen in der DDR war so radikal, dass sie letztendlich das realsozialistische Kartenhaus der SED-Diktatur zu Fall brachten. Ausgehend von den Kirchen formierte sich die Opposition gegen Unfreiheit und Unterdrückung. Aus jahrzehntelangem christlichem Widerstand gegen die Zurückdrängung des Glaubens entstanden Aktionen wie die Friedensgebete, die schließlich zu den Ereignissen der »Friedlichen Revolution« führten.

Über all das unterhielten wir uns lebhaft auf der Heimfahrt von jener Veranstaltung. Schließlich brach es aus mir heraus: »Das bringt doch nichts. Wir müssen anders über diese Dinge reden!« So entstand der Wunsch, selbst mit ostdeutschen Christen über ihre Erfahrungen zu sprechen. Ich begann damit, Leute anzufragen, ob sie mir in einem Interview aus ihrem Leben erzählen möchten. Die Gesprächsbereitschaft war da. Die meisten Kontaktierten trafen sich gerne mit mir.

Jedes einzelne dieser Gespräche war eine unglaublich bewegende Begegnung. Denn die Lebensgeschichten der Menschen in Ostdeutschland sind spannend und ereignisreich. Jeder und jede Einzelne meiner Gesprächspartner berichtete sehr ehrlich und offen über die eigene Biografie und die damit zusammenhängenden Gedanken und Gefühle. Was mich am meisten überraschte, sind die vielen unerwarteten Ereignisse und Details, über die meine Interviewpartner redeten. In allen Gesprächen erfuhr ich Dinge über das Leben im Osten, von denen ich bisher nichts gewusst und mit denen ich nicht gerechnet hatte.

Dabei gingen die Gefühle auf und ab, so wie das Leben selbst. Alles ist dabei: Dankbarkeit, Trauer, Liebe, Verluste, Kämpfe, Resignation, Überwindung, Abschiede und Neuanfänge, Frust und Freude, Neid, Empörung und Ärger, Versöhnung, Annahme und Reflexion. Während ich zuhörte, standen mir nicht selten die Tränen in den Augen oder ich lachte verblüfft auf. Auch bei den Erzählenden kamen viele Emotionen hoch. In allen Begegnungen war ich von diesem tiefen Bewusstsein erfüllt: Das ist ein ganz besonderer, wertvoller Moment. Dafür bin ich unendlich dankbar. Die Interviews gehören für immer zum lebensbejahenden Erfahrungsschatz meiner Seele.

Mein Interesse an ostdeutschen Lebensgeschichten kommt natürlich nicht von ungefähr. Ich selbst bin eine Betroffene. Auch meine Biografie ist eine ostdeutsche Story. Ich wurde in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre in der DDR geboren und wuchs in einem kleinen erzgebirgischen Dorf im Bezirk Karl-Marx-Stadt, unweit der Grenze zur damaligen Tschechoslowakei, auf. Meine Kindheit verbrachte ich in der Deutschen Demokratischen Republik. Als die Mauer fiel, war ich dreizehn Jahre alt und gerade in die Pubertät hineingerutscht. Meine Jugend erlebte ich also bereits in der Bundesrepublik Deutschland – oder vielmehr: im ostdeutschen Chaos der Neunzigerjahre.

Damit gehöre ich zu den sogenannten Wendekindern. Einer Generation, die irgendwie dazwischenhängt. Ich kann mich noch gut an meine Kindheit in der DDR erinnern, habe das DDR-Lebensgefühl in den prägenden Kindheitsjahren in mich aufgenommen. Deshalb kann ich intuitiv gut nachvollziehen, wie das so war, wenn jemand über die Zeit vor dem Mauerfall berichtet. Gleichzeitig ist mein erfahrbares DDR-Verständnis in den Kinderschuhen steckengeblieben. Schließlich war ich selbst nicht mehr mit den Konflikten, Enttäuschungen, Gefahren und Kompromissen im Leben erwachsener DDR-Bürger konfrontiert.

An die Zeit der »Friedlichen Revolution« erinnere ich mich ebenfalls aus einer jugendlichen Perspektive: Es waren merkwürdig verrückte Tage, in denen etwas passierte, das niemand für möglich gehalten hatte. Eine wunderbare Zeit voller Staunen und überschäumender Euphorie, in der das Unmögliche auf einmal wie selbstverständlich um uns herum, ja mit uns selbst, geschah.

Schließlich landeten wir dann aber alle im Ostdeutschland der Neunzigerjahre. Jener Nachwendezeit des intensiven und abrupten gesellschaftlichen Umbruchs. Jetzt wurden die euphorischen Meldungen der Revolutionstage von den deprimierenden Nachrichten über Entlassungen, Betriebsschließungen, Treuhandabwicklungen, Hungerstreiks, Arbeitslosenzahlen, fremdenfeindlichen Ausschreitungen, Existenzängsten, sowie ABM- und Umschulungsmaßnahmen abgelöst. Die tatsächlichen Auswirkungen dieser Schlagworte konnte ich ständig um mich herum beobachten, denn so ziemlich alle Erwachsenen in meinem Umfeld wurden in diesen Jahren irgendwann mal entlassen, arbeitslos, umgeschult. Ein Leben im Ausnahmezustand. Meine Altersgenossen und ich erlebten die hastige Umstrukturierung des Schulsystems, die Verunsicherung unserer verantwortlichen Bezugspersonen und viele chaotisch daher kommende Anfänge jener Zeitenwende.

Deshalb ging ich, wie so viele ostdeutsche Jugendliche meiner Generation, nach dem Schulabschluss in den Westen. Meine erste Station war in Cuxhaven, wo ich als Praktikantin in einem christlichen Verlag tätig war. Ein Jahr später landete ich im Ruhrgebiet, dort befand sich die Hauptniederlassung des Verlagshauses. Dann ging ich zum Studium nach Marburg in Hessen. Meine ersten Auslandserfahrungen machte ich während eines Austauschsemesters in Cambridge. Auch nach dem Examen zog es mich wieder in die Ferne. Deshalb lebte ich als Volontärin acht Monate in Jerusalem.

Eine schöne und faszinierende Zeit. In den 2000er-Jahren geriet ich schließlich, dem Zeitgeist entsprechend, nach Berlin. Dort hatte ich einen Praktikumsplatz im Medienbetrieb gefunden. Doch ich blieb nicht lange da. Die Praktikumsstelle entpuppte sich als Sprungbrett für meinen ersten »richtigen« Job in London. Und da bin ich dann irgendwie hängen geblieben. Insgesamt habe ich mehr als dreizehn Jahre in London gelebt. Hier arbeitete ich in verschiedenen Jobs als Marketing- und Eventmanagerin. Außerdem begann ich ein Teilzeitstudium, das mich zur Gesprächstherapeutin ausbildete (Diploma Integrative Counselling). In dieser Funktion begleitete ich viele internationale Klienten in den Krisen ihres Lebens. In London lernte ich schließlich auch meinen Mann kennen – einen gebürtigen Südafrikaner.

Die Zeit in London hat mich nachhaltig geprägt. Genau wie schon in Jerusalem hatte ich bereits nach wenigen Monaten das Gefühl, in diesem interkulturellen, vielfältigen Spannungsfeld mehr zu Hause zu sein, als das in Westdeutschland jemals der Fall war. Trotzdem habe ich in all den Jahren meine ostdeutsche Familie immer sehr vermisst. Als wir dann selbst Eltern wurden, beschlossen mein Mann und ich nach Deutschland zu gehen. Nach 24 Jahren in der Ferne kam ich 2019 nach Sachsen zurück.

Während meiner Zeit im Ausland begann ich auch, meine ostdeutsche Identität gründlich zu reflektieren. Denn jedes Mal, wenn ich mich als Deutsche vorstellte, assoziierte mein Gegenüber westdeutsche Prägungen und Verhaltensweisen mit mir. Doch so war ich eigentlich gar nicht. Deshalb fing ich an, diese Gedanken in einem Blog auszudrücken.

Die Rückkehr in meine erzgebirgische Heimat und der spätere Umzug in eine sächsische Großstadt brachten für mich einen weiteren intensiven Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozess der ostdeutschen Gegenwart ins Rollen.

All diese Erfahrungen – die DDR-Kindheit, das Erwachsenwerden in Wendezeiten, die verschiedenen Stationen in Westdeutschland, die migrantischen Erlebnisse im Ausland und schließlich die Heimkehr nach Sachsen – gehören zu meinem Leben und haben mich beim Schreiben dieses Buches begleitet. Doch der wichtigste Einfluss kommt von meinen elf Gesprächspartnern. Ihre Erlebnisse, Gedanken und Glaubenserfahrungen erzählen authentische Lebensgeschichten, die mich tief berührt haben. Euch allen gehört deshalb mein besonderer Dank!

Kapitel 1: Matthias Schalling

VOM VERWEIGERER ZUM UNTERNEHMER

Auf engen kurvigen Straßen fahre ich durch dichten Wald. Ich bin auf dem Weg nach Seiffen. Die Fahrt ist nicht weit, denn wir wohnen zu dem Zeitpunkt ebenfalls im Erzgebirge. Deshalb ist mir die Strecke vertraut. Nun geht es ein Stück über Land. Schließlich biege ich ab. Für das letzte Stück muss ich einen dunkel bewaldeten Steilhang hochfahren. Endlich lichten sich die Bäume. Und schon heißt mich das touristisch gut erschlossene »Spielzeugdorf Seiffen« willkommen.

Ich kenne meinen heutigen Gesprächspartner Matthias Schalling schon seit dreißig Jahren. Während ich im Auto sitze, wandern meine Gedanken zurück. Damals übernahm ich als Schülerin die Leitung unserer kleinen christlichen Dorf-Jugendgruppe. Matthias war zu der Zeit regionaler Jugendwart und somit für uns verantwortlich. In dieser Funktion begleitete er mich als junge Leiterin mit seiner unkompliziert-ermutigenden Art. Deshalb fühlt sich unser heutiges Treffen auch ein bisschen wie eine Zeitreise in die Neunzigerjahre an.

Beim Nachdenken darüber staune ich, wie es überhaupt dazu kam, dass ich mich im christlichen Jugendkreis engagierte.

Eigentlich hatte ich keine richtige Lust, dort mitzumachen. Meine Schwester war jedoch schon eine Weile begeistert dabei. Jeden Freitagabend kam sie vergnügt von der Jugendgruppe nach Hause, während ich mich mal wieder vor dem Fernseher gelangweilt hatte. Deshalb lud sie mich auch immer wieder ein, mitzukommen. Aber ich zögerte noch. Die Leute dort schienen mir alle ganz besonders fromm. Ich wusste nicht, ob das zu mir passt. Irgendwann ließ ich mich überreden, mir die Sache wenigstens mal anzuschauen. So fand ich mich in der gemütlichen Wohnstube des damaligen Jugendleiters wieder. Dessen Familie war in meinen Augen definitiv die »allerfrommste« im Dorf. So wollte ich eigentlich nicht werden.

Sie unterhielten das Gebäude der Landeskirchlichen Gemeinschaft in unserem Dorf, das alle nur »Bethäusl« nannten. Im Bethäusl hatte ich als junges Mädchen viele Nachmittage in der Kinderstunde und Jungschar verbracht. Dort hatten wir gemeinsam gesungen, biblische Geschichten gehört, gespielt, gebastelt oder Filme geschaut. Ab und zu wehte damals jedoch ein etwas strenger Wind. Manche Lieder und Erzählungen fühlten sich wie eine verkrampfte Aufforderung an, als Christ besonders gehorsam zu sein. Das widerstrebte meiner freiheitsliebenden Natur. Trotzdem spürte ich schon als Kind, dass ich zu Jesus gehören wollte. Ich wusste nur nicht so recht, wie? Zum Glück erkannte ich dann, dass Gott mir zuflüsterte: »Wenn du willst, kannst du einfach mein Kind sein und zu mir gehören. Heute und hier. Dafür musst du nicht erst alles richtig machen oder besonders fromm werden. Du wirst so geliebt, wie du bist.«

Vor diesem Hintergrund kam ich in der Jugendstunde an. Was ich dort erlebte, gefiel mir überraschenderweise gut. Die Bibelarbeit schien echt und realitätsnah, die Lieder waren frischer als in der Kirche, es gab leckere Snacks und eine Handvoll freundlicher junger Leute. Doch das Beste kam zum Schluss, wenn wir

gemeinsam spielten. Es gab dort ganz viele Gesellschaftsspiele – ein beeindruckender Vergnügungsschatz, so kurz nach der Wende. Dabei wurde unendlich viel gelacht, geneckt, gefoppt, gezetert und gezockt. So viel unverstellten Spaß erlebte ich nirgendwo sonst. Das hat mir in dieser anstrengenden Nachwendezeit unheimlich gutgetan. Deshalb ging ich von da an regelmäßig zur Jugendstunde. Als ich später gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könne, die Leitung zu übernehmen, habe ich gern zugesagt. Es war mir wichtig geworden, dass die christliche Jugendarbeit bei uns weiterging.

Diese Einstellung kennt auch Matthias Schalling: *Man hat einfach das gemacht, was einem vor die Füße fiel, und dort mit angefasst, wo Hilfe gebraucht wurde, damit Dinge passiert sind.* Vielleicht zeigt sich darin auch eine gewisse ostdeutsche Mentalität. Denn in der DDR gab es nicht viele außerschulische Freizeitangebote und somit auch keine konsumierende Erwartungshaltung unter Jugendlichen. Wer was erleben wollte, musste was organisieren: Disco, Baden im See, Feste, Wanderungen, Radtouren. Andernfalls konnte man höchstens noch an der Bushaltestelle abhängen. Das war ein beliebter Treffpunkt für junge Leute vom Dorf. blieb also nichts anderes übrig, als selbst aktiv zu werden. Genau das hat Matthias immer getan. Dieser Unternehmergeist webt sich wie ein roter Faden durch seine Lebensgeschichte.

Tradition und Glaube

Wir treffen uns in den Räumlichkeiten der Traditionsfirma Schalling. Matthias' Urgroßvater gründete das Unternehmen vor über hundert Jahren. Was mir sofort wieder auffällt, ist die natürliche Freundlichkeit meines Gesprächspartners. Bei einem kleinen Rundgang durch den Betrieb entdeckte ich die typischen Lichter-

engel, Bergmänner und Pyramiden, aber auch moderne Interpretationen erzgebirgischer Holzkunst. Dann machen wir uns zu einem Spaziergang durch das idyllische Spielzeugdorf Seiffen auf.

Matthias beginnt, aus seinem Leben zu erzählen: *Ich wurde Anfang der Sechzigerjahre geboren. Unsere Familie war eher volklich-kirchlich traditionell. Christliche Werte wurden ohne viel Aufhebens gelebt. Wir waren aber nicht so herzensfromm wie die Leute in der pietistisch geprägten Landeskirchlichen Gemeinschaft. Natürlich bin ich auch in die Sonntagsschule und später zur Jungschar gegangen.*

Dieses familiäre Umfeld scheint auf den ersten Blick nichts Besonderes zu sein. Doch in der DDR war man nicht einfach so in der Kirche. Die SED arbeitete von Anfang an darauf hin, Menschen aus ihren traditionellen kirchlichen Bindungen herauszudrücken. Oft gelang das auch. Trotzdem gab es nicht wenige Familien, die sich der Kirche verbunden fühlten und bewusst einen Gegenpol zur staatlichen Indoktrinierung wahrten. Das kostete allerdings seinen Preis: Wer zur Kirche gehörte, musste mit gesellschaftlichen Nachteilen rechnen.

Matthias war von Anfang an offen für Gott: *In der Jungschar gefiel es mir richtig gut. Dort wurde der Glaube intensiv vermittelt. Das habe ich tieferlebt. Deshalb kaufte ich mir auch meine erste Bibel. Dann fand ich es so spannend, darin zu lesen, dass ich gar nicht aufhören wollte. Also habe ich abends heimlich unter der Bettdecke mit der Taschenlampe weitergemacht.*

Anschließend wechselte Matthias in den Jugendkreis. Dort vertiefte sich die positive Prägung im Glauben: *Diese Zeit hat mich intensiv geformt. Es herrschte eine tolle Atmosphäre. Wir wurden gefördert und ermutigt, uns auszuprobieren und mitzumachen. Deshalb habe ich schon nach der Konfirmation die Leitung der Jungschararbeit übernommen. Mein Vorgänger wollte aufhören und da habe ich das einfach gemacht, weil Dinge weitergehen mussten.*

Im örtlichen Jugendkreis blühte das Leben. Fast jeden Tag gab es gemeinsame Aktionen, denn die meisten christlichen Jugendlichen blieben daheim im Dorf. Höhere Bildungswege wurden ihnen aus ideologischen Gründen verwehrt. Ohne Jugendweihe und FDJ-Mitgliedschaft durfte man in der DDR kein Abitur machen. Pro Schulklasse wurden in der Regel ohnehin nur zwei Schüler auf die EOS (Erweiterte Oberschule, in der man das Abitur erwerben konnte) delegiert. Auch für Matthias stellte sich die Frage eines Studiums nicht. Er begann seine Ausbildung zum Elektroinstallateur.

DDR-Frust

Diese Verhinderung von Bildungswegen führte bei vielen jungen Leuten zu Frustration und Perspektivlosigkeit. In den Achtzigerjahren schienen freie Berufs- und Bildungswahl sowie akademische Karrieren für einen Großteil der jetzt heranwachsenden DDR-Bürger kaum noch erreichbar.

In seinen Anfangsjahren bot der ostdeutsche Arbeiter-und-Bauern-Staat zunächst gute Aufstiegschancen für »kleine Leute«. Es gehörte zur kommunistischen Ideologie, Menschen aus proletarischen und bäuerlichen Schichten zu fördern. Zudem wurden in der sowjetischen Besatzungszone Naziliten viel öfter abgesetzt als im Westen. Hinzu kam die große Abwanderung bis zum Mauerbau. Deshalb gab es tatsächlich viele Möglichkeiten des sozialen Vorankommens. Dieser Trend kehrte sich in späteren Jahren allerdings um. »Berufslenkung war ein in der DDR oft gebrauchtes Wort«, erklärt der Soziologe Steffen Mau.¹ Gemeint ist, dass an den Schulen bereits rigoros unter ideologischen Gesichtspunkten ausgesiebt wurde. Die staatlich gelenkte Bildungsempfehlung der

Schulleitung richtete sich in erster Linie nach politisch motivierten Kriterien. Fachliche Eignung und Leistungsniveau rangierten an zweiter Stelle.

Diese Praxis der Berufslenkung führte immer häufiger zu Desillusionierung und einem *quiet quitting* bei DDR-Jugendlichen, das heißt die stille Abwendung von Staat und gesellschaftlichem Engagement. Letztlich beschleunigten die politischen Eliten dadurch ihren Untergang. Die alte Garde der Gründergeneration hatte nicht nur den Draht zu den jungen Leuten verloren, sie blockierte auch die Aufstiegs- und Entwicklungschancen von Heranwachsenden aus allen sozialen Schichten. Das realsozialistische Gesellschaftsmodell scheiterte an seinen eigenen Ansprüchen und schuf allorts Frust und Enttäuschung.²

Insbesondere junge Christen hatten in diesem unfairen Bildungssystem das Nachsehen. In vielen persönlichen Geschichten kommt das zum Ausdruck. Eine Betroffene aus dem weiteren Bekanntenkreis berichtet traurig: »Trotz ausgezeichnete Schulnoten hatte ich als Christin keine Chance auf höhere Bildung. Dabei wollte ich so gerne Ärztin werden!«

Das schmerzte umso mehr, da die schulische Bildung an den zehnklassigen Polytechnischen Oberschulen (POS) durchaus von guter Qualität war. Deshalb verfügten viele Schüler über ein solides Allgemein- und Fachwissen, besonders in den ideologisch unverfänglichen Naturwissenschaften. Die Lehrer forderten ihre Schüler mit einer straffen Lernethik heraus. Auch die Ausbildung in den Lehrberufen war gründlich. Doch der anschließende Berufsalltag schien oft frustrierend. Natürlich gab es stellenweise Möglichkeiten der Selbstverwirklichung, ironischerweise gerade aufgrund der Mangelwirtschaft. Da mussten ostdeutsche Arbeiter aus den (nicht) vorhandenen Ressourcen das Beste rausholen und konnten mit kreativem Improvisationstalent Lösungen finden. In den

Achtzigerjahren prägte jedoch eine Stimmung von sarkastischer Resignation die allgemeine Atmosphäre. Immerhin gab es in den meisten Arbeitskollektiven einen hilfsbereiten Zusammenhalt. Letztendlich reichte das aber nicht aus. Unzählige fähige und dennoch abgehangene junge Menschen dachten darüber nach, die DDR zu verlassen.

Obwohl ich selbst zu diesem Zeitpunkt noch recht jung war, kann ich mich gut an jene Stimmung erinnern. Es war irgendwie schizophoren. Einerseits herrschte im Schulalltag ein strenger Ton. Gleichzeitig machte sich jedoch an vielen Stellen eine zunehmende Anarchie breit. Wir hatten beispielsweise eine junge Pionierleiterin als Lehrerin, bei der wir kaum noch mitmachten. Deshalb verließ sie manchmal, den Tränen nahe, das Klassenzimmer. Außerhalb der Schule hielten wir uns ebenfalls ungern an Regeln. In unserem Dorf gab es eine Trinkwassertalsperre. Dort war das Baden verboten. Doch daran hat sich keiner gestört. Im Sommer versammelten sich hier Heerscharen von jungen Leuten zum Badespaß – direkt unter den Augen der örtlichen Funktionäre. Trotzdem griff niemand ein.

Junge Gemeinde

Matthias erinnert sich gern an die Zeit im Seiffener Jugendkreis: *Wir haben fast jeden Tag etwas zusammen gemacht. Einmal in der Woche gab es die Jugendstunde. Außerdem sah man sich in der Jungscharmitarbeit. Am Samstagabend trafen wir uns reihum zu Hause, um gemeinsam Spaß zu haben. Manchmal haben wir an so einem Abend einfach nur die Liedermappe durchgesungen. Trotzdem hat es immer gefetzt. Am Sonntagmorgen sahen wir uns dann in der Kirche wieder. Da musste man hin, weil nach dem Gottesdienst ausgemacht*

wurde, was wir am Nachmittag gemeinsam unternehmen. Das hätte man sonst verpasst, denn in den meisten Haushalten gab es kein Telefon.

Fasziniert höre ich Matthias zu. Die intensive christliche Gemeinschaft in seinem Heimatort stimmt mich froh. Für viele junge Menschen in der DDR entwickelte die kirchliche Jugendarbeit eine große Anziehungskraft. Hier fanden sie emotionalen Halt, Freizeitspaß und spirituelle Orientierung. Es herrschte eine Atmosphäre von Offenheit und Akzeptanz. Diese Erfahrung war deshalb etwas Besonderes, weil es in den sozialistischen Institutionen so ganz anders lief. Dort wurden junge Leute belehrt, gegängelt und gemäßregelt. Das Ziel war »die Erziehung zur sozialistischen Persönlichkeit«, was auch immer das heißen mag. Im Gegensatz dazu ermutigte eine gut gemachte christliche Jugendarbeit zur »Freiheit in Christus«. Eine Freiheit, die aus der Bindung an Gott entsteht. Denn wer Jesus nachfolgt, gewinnt eine Freiheit, die sich nicht von weltlichen Schikanen unterdrücken lässt.

Matthias beschreibt es ähnlich: *Auch die inhaltlichen Aspekte des Glaubens waren wichtig. Zu den meisten Veranstaltungen gehörten Andachten, Bibelarbeiten, Gebete und gemeinsames Singen ganz selbstverständlich dazu. Dabei war jeder mal dran, einen geistlichen Input zu gestalten. Deshalb mussten wir uns auch ganz persönlich mit der Bibel auseinandersetzen und in die Tiefe gehen. Dann gab es überregionale Events wie Rüstzeiten. Da verbrachte man seinen Urlaub in christlicher Gemeinschaft. Ein besonderes Highlight waren die »Offenen Abende« in Marienberg. Da bin ich immer mit meinem Simson-Moped hingefahren. Im Herbst kam ich danach manchmal klitschnass und stocksteif vor Kälte im Dunkeln nach Hause. Aber das war es mir wert.*

Die ursprünglich von Jugendwart Eberhard Heiße gegründeten »Offenen Abende« waren eine Art Jugendgottesdienst in der ehe-

maligen Kreisstadt Marienberg. Dabei war die Kirche bis auf den letzten Platz mit jungen Leuten besetzt. In seiner Biografie »Durch's rote Meer und andere Wüsten« berichtet Heiße bewegend, wie er und seine Familie wegen des Engagements für junge Leute immer wieder der ganzen Härte der Stasi ausgesetzt gewesen waren.³

Letztendlich wuchs aus all diesen Zutaten ein stabiles und dauerhaftes christliches Leben. Die jungen Leute lernten einander im kirchlichen Umfeld kennen und rückten emotional zusammen. Dabei entstanden viele langfristige Beziehungen. Ironischerweise fungierte die von der SED praktizierte Schikane junger Christen als trojanisches Pferd. Denn die Verweigerung von Aufstiegsmöglichkeiten für gläubige Jugendliche verhinderte deren Abwanderung aus der christlichen Gemeinschaft und somit auch den Verlust von nachwachsenden Gemeindegliedern. So entstanden in christlichen Kreisen eine große Verbindlichkeit, echte Hilfsbereitschaft und langfristiger Zusammenhalt.

Wehrdienstverweigerung

Inzwischen sind Matthias und ich bei unserem Spaziergang durch seinen Heimatort an der achteckigen Seiffener Bergkirche angekommen. Es ist ein milder Frühlingsabend nach einem langen, kalten Covid-Winter. Auf dem Friedhof herrscht reger Betrieb. Viele Menschen pflegen die letzte Ruhestätte ihrer Lieben. Matthias wechselt ein paar freundliche Worte mit seinen Nachbarn und scherzt dann: *Auf dem Friedhof ist immer was los, auch in Corona-Zeiten.*

Matthias selbst ging mit Anfang zwanzig für eine Weile aus seinem Heimatdorf weg. Er absolvierte ein Praktikum als Hilfsprediger im Gemeinschaftsbezirk Leipzig. Aber so richtig gefiel es ihm

in der Ferne nicht. Außerdem wurde ihm bewusst, dass er nicht in den vollzeitlichen Dienst einsteigen wollte. Deshalb kehrte er 1987 wieder in die Heimat und seinen Job als Elektriker zurück. Genug zu tun hatte er allemal: *Ich war Handwerker. Da habe ich oft nach Feierabend bei Bekannten und Verwandten geholfen. Damals konnte man ja nicht einfach eine Baufirma engagieren. Wer privat baute, musste fast alles selbst machen und war auf die Hilfe von Freunden angewiesen.*

In dieser Zeit rückte auch die letzte Frist für seine Einberufung zur Nationalen Volksarmee (NVA) immer näher. Seit 1962, kurz nach dem Bau der Mauer, bestand in der DDR die Wehrpflicht. Davor gab es nur eine als »kasernierte Volkspolizei« getarnte Freiwilligenarmee, die jedoch niemals die vorgegebenen Freiwilligenzahlen erreichte. Durch den Bau der Mauer hatte man die Abwanderung von potenziellen Wehrpflichtigen gestoppt. Ab da wurden junge Männer mit circa achtzehn Jahren routinemäßig gemustert und danach meist zeitnah in die NVA einberufen.

Eine Ausnahme bildeten jedoch die sogenannten »Bausoldaten«. Ab 1964 gab es in der DDR die Möglichkeit, den Dienst mit der Waffe zu verweigern – nicht aber den Dienst in der Armee. Wer keine Waffe in die Hand nehmen wollte, musste als Bausoldat Schützengräben ausheben und andere militärische Anlagen bauen. Trotzdem wurden Bausoldaten als Staatsfeinde behandelt. Ihr Wehrdienst ohne Waffe war durch harten Drill, schlechte Verpflegung, mühsame Arbeit, Stasiüberwachung und Strafen geprägt. Viele junge Christen entschieden sich dennoch für diesen steinigen Weg. Wer bei seiner ersten Musterung erklärte, dass er zu den Bausoldaten gehen wollte, wurde danach erst mal auf die lange Bank geschoben. Man berief Bausoldaten so spät wie möglich ein, um sie in der zermürbenden Unsicherheit des Wartens »zappeln« zu lassen. Viele junge Männer hatten in der Zwischenzeit eine Fami-

lie gegründet. Die erzwungene achtzehnmonatige Trennung von Frau und Kind war eine weitere Form der Schikane, bei der die Bindungen in oppositionellen Familien geschwächt werden sollten.

Auch Matthias hatte bei seiner ersten Musterung angekündigt, dass er Bausoldat werden möchte. Danach kam für ihn ebenfalls die lange Zeit des Wartens. Eine Zeit, in der sich auch seine Einstellung zum Armeedienst noch einmal grundlegend änderte. Mit leiser Stimme spricht er weiter: *Schon 1985 stand für mich fest, dass ich den Wehrdienst komplett verweigern würde. Ich wollte mich diesem Staat in keiner Weise andienen. Die Konsequenz, nämlich Gefängnisstrafe, war mir bewusst.*

Wie kam es dazu? Bei dieser Frage holt Matthias weit aus und erzählt von seinen frühen Erfahrungen im sozialistischen Bildungssystem und den Jugendorganisationen: *Ich habe das alles mitgemacht, als Pionier und später in der FDJ. Im Gruppenrat war ich auch, weil ich gute Noten hatte. Dort lief es so, dass wir unter uns jedes Jahr einen Gruppenratsvorsitzenden bestimmen sollten. Darauf hatte aber niemand Lust. Einmal hieß es, dass ich jetzt auch mal dran wäre. Eigentlich wollte ich nicht, aber dann ließ ich mich breitschlagen und hab es halt gemacht.*

Die kommunistischen Jugendorganisationen waren in DDR-Schulen allgegenwärtig. Auch wenn dort teilweise recht schöne Aktionen wie Pioniernachmittage und Freizeitmöglichkeiten angeboten wurden, ging es doch in erster Linie um politische Indoktrination von klein auf. Bereits mit Schulbeginn sollte man den Jungpionieren beitreten. Daher trugen Erstklässler ein blaues Halstuch und wurden jeden Morgen mit dem Pioniergruß »Seid bereit!« ermahnt. Zur Antwort hoben wir Kinder unsere Hand zum Gruß an den Kopf: »Immer bereit!«. In der vierten Klasse kam der Wechsel zu den Thälmann-Pionieren, benannt nach dem Kommunisten Ernst Thälmann, auf dessen Widerstand gegen die Nazis sich

der DDR-Gründungsmythos berief. Thälmann-Pioniere trugen ein weißes Hemd mit rotem Halstuch. Ab dem vierzehnten Lebensjahr gehörten die meisten dann zur Freien Deutschen Jugend (FDJ). Die FDJ-Uniform bestand aus einem Blauhemd mit aufgehender Sonne. Der FDJ-Gruß war ein lautes: »Freundschaft«.

Für Matthias wurden diese hohlen Phrasen zunehmend zur Qual: *In der zehnten Klasse bin ich aus der FDJ ausgetreten. Mir hat es einfach gereicht. Doch meine Eltern waren alles andere als begeistert. Sie machten sich Sorgen, dass ich deshalb Probleme bei der Abschlussprüfung bekomme. Mein Vater sagte: »Die verhauen dir noch dein Zeugnis!« Also ließ ich mich um des lieben Friedens willen wieder überreden. Ich gab in der Schule Bescheid, dass ich nun doch bleiben werde. Das konnten sie aber nicht so auf sich beruhen lassen. Ich wurde noch mal zur Aussprache bei der FDJ-Chefin bestellt. Die fragte: »Ist das jetzt wirklich deine eigene Entscheidung?« Ich wollte nicht mehr diskutieren und antwortete: »Ja, das ist meine Entscheidung.«*

Diese Erfahrung hat ihn tief geprägt: *Über diese Antwort habe ich mich lange geärgert. Das war einfach unehrlich. Ein fauler Kompromiss. Damals habe ich mir vorgenommen: Das mache ich nicht noch mal!* So entstand im Laufe der Zeit die innere Entscheidung, den Wehrdienst komplett zu verweigern. Gesprochen hat er darüber allerdings nicht – wohl auch, um weitere Beeinflussung von außen zu vermeiden. Vor diesem Hintergrund ist auch sein nächster Vorsatz zu verstehen: *Die Konsequenz war, dass ich mir vornahm, bis zur Einberufung keine Beziehung einzugehen. Denn ich wollte nicht erpressbar sein.* Dieser Entschluss wurde im Herbst 1985 auf eine harte Probe gestellt: *Damals hatte ich Chancen bei einer sehr sympathischen jungen Frau aus dem Jugendkreis. Aber ich bin konsequent geblieben und habe »Nein« gesagt.* Der Grund dafür war die Sorge, in einer Liebesbeziehung unter Druck zu geraten, wenn es darum ging, den Wehrdienst zu verweigern.

Drei Jahre später, im Februar 1989, wurde der inzwischen 25-jährige Matthias erneut zur Musterung aufs Wehrkreiskommando bestellt: *Da stand ich vor den Armeeleuten. Die meinten: »Wir wissen ja, dass Sie zu den Bausoldaten gehen wollen.« Darauf habe ich geantwortet: »Nein, ich gehe nicht zu den Bausoldaten. Ich werde gar nicht zur Armee gehen.« Dann meinten sie: »Würden Sie das auch schriftlich erklären?« Ich entgegnete: »Das brauche ich nicht. Ich habe bereits vor einigen Tagen per Einschreiben erklärt, dass ich den Wehrdienst komplett verweigere. Das müsste also bei Ihnen bereits schriftlich vorliegen.« Dann haben sie mich erst mal rausgeschickt. Zehn Minuten später wurde ich wieder ins Dienstzimmer gerufen: »Wir nehmen das so zur Kenntnis, aber Sie wissen ja, was das für Konsequenzen hat!«*

Atemlos höre ich zu. Dieser schicksalhafte Wortwechsel könnte auch aus einem Netflix-Drama stammen. Doch es war ostdeutsche Realität. Und zwar ganz in meiner Nähe. Ich war damals zwölf Jahre alt. Vielleicht habe ich an jenem Nachmittag gerade über meinen Hausaufgaben gegessen – nur circa zwanzig Kilometer von dieser Szene entfernt. Niemals hätte ich mir vorstellen können, dass da gerade jemand in unserem Kreis sein Leben aus Gewissensgründen an den Abgrund manövriert.

Die angedrohten Konsequenzen waren Matthias tatsächlich bekannt: *Ich hatte mich informiert. Das war keine leichte Entscheidung, aber ich wollte keine Kompromisse mehr eingehen. Im Herzen wusste ich: Das ist der einzig richtige Weg.* Er wusste allerdings auch, dass er nun mit riesigen Problemen rechnen musste. Deshalb wandte er sich an das Büro des Rechtsanwaltes Wolfgang Schnur, der Wehrdienstverweigerer verteidigte. Leider stellte sich später heraus, dass Schnur als IM (Inoffizieller Mitarbeiter) mit der Stasi zusammenarbeitete. Zur weiteren Vorbereitung nahm Matthias an einem Seminar der kirchlichen Gruppe für Wehrdienstverweigerer

teil. Die Erinnerung daran erschüttert ihn noch heute. Stockend spricht er weiter: *Das war hart. Dort berichteten Männer, die eine Haftstrafe wegen Totalverweigerung abgesessen hatten, über ihre Erfahrungen im Gefängnis. Ein Schicksal, das nun auch ihm drohte: Du durftest in deiner Zelle keinen Sport machen. Das wurde überwacht. Es herrschte Mangelernährung. Man bekam nur ein Buch pro Monat zu lesen. Die Uhr wurde einem abgenommen. Man hatte sie mit straffälligen Kriminellen eingesperrt, um eine Anhäufung politischer Gefangener zu vermeiden. Manche von ihnen wurden körperlich misshandelt. Sie erzählten, dass man sie erst unter die kalte Dusche gestellt hatte, um Blutergüsse zu vermeiden, und sie dann geschlagen wurden.* Den Tränen nahe fährt er fort: *Ich wusste, was auf mich zukommt.*

Nun begann für Matthias eine bange Zeit des Wartens auf den Einberufungsbefehl. Folgte er diesem nicht, wäre er nach DDR-Recht als Befehlsverweigerer vor ein Militärgericht gestellt worden. Somit gab es in der DDR offiziell auch keine Wehrdienstverweigerer, denn die waren menschenrechtlich geschützt. Schließlich hatte Erich Honecker 1975 die Schlussakte von Helsinki unterschrieben, in der »Gewissens-, Religions- oder Überzeugungsfreiheit« festgehalten wurden. Totalverweigerer wie Matthias galten als »Befehlsverweigerer«. Wer dem Einberufungsbefehl nicht Folge leistete, machte sich militärrechtlich strafbar.

Die ängstlich ungewisse Spannung des Wartens war für Matthias nur schwer auszuhalten. Jeden Tag raste er in der Mittagspause mit seinem Moped nach Hause und riss mit zitternden Händen den Briefkasten auf – immer in Angst, dass sein Schicksal nun besiegelt würde. Auch die Eltern waren tief besorgt, als sie von der Totalverweigerung erfuhren: »Wie kannst du uns das nur antun?« Doch Matthias' Entschluss stand fest: *Ich mache keine faulen Kompromisse mehr. Mit Gottes Hilfe ziehe ich das jetzt durch.* Trotzdem nagten auch an ihm Ängste und Zweifel: Wie würden seine Eltern das Wis-

sen um eine solche Tortur ihres Sohnes verkraften? Wie würde er die Zeit selbst überstehen? Die Angst vor psychischer Zerstörung war berechtigt und von der DDR-Diktatur gewollt.

Matthias erinnert sich weiter: *Die Zeiten im Frühjahr 1989 waren unsicher. Man wusste nicht, wie sich alles entwickelt. Es brodelte in der DDR. Alle standen unter Druck, aber keiner wusste, wo es hingeht. Würden sie den Deckel anheben oder mit Panzern auffahren? Der Volksaufstand im Juni 1953 wurde brutal niedergeschlagen. 1968 fuhren russische Panzer durch unser Dorf. Die tschechische Grenze ist ja gleich hier. Das war das Ende des Prager Frühlings. Auch bei dem Massaker auf dem »Platz des himmlischen Friedens« in Peking konnte man sehen, wozu Kommunisten fähig sind.*

Als Anfang Mai noch immer kein Brief vom Wehrdienstamt eingetroffen war, kann die Familie endlich aufatmen. Die Einberufungsfrist war vorüber. Nach Monaten ungewisser Angst empfindet Matthias darüber große Erleichterung: *Das war ein absolutes Gottesgeschenk.* Insgesamt gab es in der DDR nach Einführung der Wehrpflicht circa 6 000 Fälle von Totalverweigerung. Allerdings wurden nur etwas über 3 000 Wehrdienstverweigerer tatsächlich zu einer Haftstrafe verurteilt. In anderen Fällen verzichtete die NVA auf Verurteilung und Gefängnisstrafe, um Unruhe und Aufsehen in kirchlichen Kreisen zu vermeiden. Im Gegensatz dazu zeigte die SED gegenüber jungen Männern von den Zeugen Jehovas, die den Wehrdienst prinzipiell verweigerten, keine Nachsicht. Die Zeugen Jehovas waren in der DDR verboten und hatten, anders als die evangelische Kirche, keine Lobby. Von durchschnittlich 150 verurteilten Totalverweigerern pro Jahr gehörten rund 100 Häftlinge den Zeugen Jehovas an. Nach 1985 sah man jedoch größtenteils von Gefängnisstrafen für Wehrdienstverweigerer ab. Allerdings wurde das geheim gehalten. Deshalb hingen Verhaftung, Gefängnis und Folter bis zum Herbst 1989 weiterhin wie ein Damokles-

schwert über den Totalverweigerern. Genauso, wie es auch Matthias Schalling erlebte.⁴

Dann kam alles ganz anders

Matthias empfand die Nichteinberufung im Frühjahr 1989 als ein großes Glück. Deshalb schrieb er einen Brief an das Wehrkreis-kommando: *Ich habe mich bedankt und gesagt: Jetzt will ich zeigen, dass ich nicht nur gegen etwas bin, sondern auch für etwas. Deshalb werde ich meinen Beruf als Elektriker aufgeben und 18 Monate lang im Gesundheitswesen mithelfen, also genauso lange, wie der Wehrdienst dauert.* In den medizinischen Einrichtungen herrschte großer Pflegenotstand, weil viele Fachkräfte bereits in den Westen geflohen waren. Also stellte er sich im Pflegeheim der Nachbarstadt Olbernhau vor. Dort freute man sich über den jungen dynamischen Mann, der freiwillig hier arbeiten wollte. Matthias erinnert sich kopfschüttelnd an seinen neuen Arbeitsplatz: *Über dem Eingang stand der Spruch »Humanität nur im Sozialismus«. Das durfte ich nun jeden Tag lesen.*

Die Arbeit im Pflegeheim war anstrengend, aber kurzweilig. Die Bedingungen gestalteten sich eher schlicht. In einem Zimmer wohnten bis zu fünfzehn Männer zusammen: *Aber da war immer Stimmung! Ein Herr mit amputiertem Bein führte das Zepter. Und wenn einer mal nicht spurte, flog schon mal die Krücke.* Ich staune nicht schlecht, denn auf diese Weise hat sich Matthias bereits zu DDR-Zeiten seinen eigenen (inoffiziellen) Zivildienst organisiert. Doch schon bald folgten andere nach. Als das Land im Herbst 1989 immer mehr zerbröckelte, forderten die Bausoldaten, dass man sie ebenfalls im Gesundheitswesen einsetzen sollte. Dort wurde die Personallage nach den Flüchtlingswellen über Ungarn und Prag